



Für Lisa Kundert wurde das Kinderspital zum Zuhause. Zu ihrer Bezugspflegerin, Schwester Hedi, hatte sie bis zu ihrem Tod Kontakt. Bild: Alex Spichale



Einige Eltern besuchten ihre Kinder kaum. Anders bei Rolf Heer. Seine Mutter holte ihn nach eineinhalb Jahren im Spital nach Hause. Bild: Andrea Zahler



Jeanette Schühle war an den Wochenenden immer zu Hause, wodurch sie sich hin- und hergerissen fühlte. Bild: Andrea Zahler

Nachgefragt

«Eine sichere Bindung ist zentral»

Die primäre Bezugsperson muss nicht immer die Mutter oder der Vater sein. Psychologe Andreas Maercker erklärt, was es braucht, damit ein psychisch gesundes Aufwachsen trotzdem gelingt.

Was macht das mit einem Kind, wenn es urplötzlich die engste Bezugsperson verliert und sich in einer fremden Umgebung zurechtfinden muss?

Andreas Maercker: Das verursacht eine grosse Verunsicherung. Im schlechtesten Fall entwickelt das Kind ein unsicheres Bindungsverhalten, Ängste oder Depressionen. Ob dies geschieht, hängt davon ab, in welchem Kontext es fortan lebt. Wird es in einer kleinen Gruppe betreut, hat es eine neue primäre Bezugsperson und kann die Verbindung zur Herkunftsfamilie aufrechterhalten, ist es durchaus möglich, einen solchen Einschnitt ohne grössere Folgen zu überstehen.

Wie häufig kann ein Kind die Bezugsperson wechseln?

Zwei Dinge gilt es zu berücksichtigen. Das eine ist, wie emotional zugewandt und wie empathisch sind die neuen Bezugspersonen? Und zum anderen geht es darum, inwieweit werden die früheren Bezugspersonen noch wichtig genommen, in Ehren gehalten oder – wenn möglich – der Kontakt zu ihnen aufrechterhalten? Läuft beides gut und erleben die Kinder viel adäquate Emotionalität, schaffen sie einen Wechsel von Bezugspersonen. Schlimm ist es, wenn radikale Schnitte gemacht werden und Beziehungen abrupt unter- oder gar abgebrochen werden.

Die ehemaligen Spitalkinder wurden zwei Mal entwurzelt. Die Rückkehr ins Elternhaus schildern mehrere als Schock.

Es muss nicht unbedingt die biologische Familie sein, damit ein Kind oder eine jugendliche Person eine stabile Bindung erleben kann. Die Forschung hat gezeigt, dass dies auch eine soziale Bezugsperson oder eine kleine Gruppe möglich macht. Zentral ist, dass eine sichere Bindung überhaupt erfahren wird – dies ist eine lebenslange Grundlage für die psychische Gesundheit. Eine starke Beziehung zu einer hinge-



Psychologe Andreas Maercker von der Universität Zürich. Bild: zvg

bungsvollen Pflegerin kann aus psychologischer Sicht durchaus so etwas wie ein sozialer Elternteil sein.

Damals wurde befürchtet, dass ein enger Kontakt zu den Eltern das Heimweh der Kinder ins Unermessliche steigert. Wie hätte damit umgegangen werden können?

Es ist selbstverständlich, dass bei einem längeren stationären Aufenthalt Heimweh auftritt. Und dies auch, wenn ein Elternteil beim Kind im Spital bleibt. Es lässt ja auch Geschwister und Gewohnheiten zurück. Wichtig ist, dass im Spital eine Wohlfühlatmosphäre hergestellt wird, in der Kinder sich gerne aufhalten. Etwa, indem es Kontakt mit Gleichaltrigen und die Möglichkeit zum gemeinsamen Spiel gibt.

möglich wieder nach Hause kamen. Etwa die Mutter von Rolf Heer. Er war drei Jahre alt, als er an Kinderlähmung erkrankte, seine Schwester eineinhalb. Ein Jahr lang musste er über einen Luftröhrenschnitt beatmet werden. Zur Rehabilitation kam er danach nach Affoltern, wo bereits seine kleine Schwester war. «Sowohl sie als auch ich hatten das Glück, dass die Krankheit nicht unsere Beine lähmte. Dafür sind die Arme eingeschränkt und der Rücken etwas schräg», sagt er.

Weil die beiden relativ rasch selbstständig wurden, aber auch weil ihre Eltern auf ihre Rückkehr pochten, kamen sie nach einem halben Jahr nach Hause. Intensiv kümmerte sich dort die Mutter um die Kinder. «Zwei Mal die Woche fuhr sie uns in die Physiotherapie nach Zürich. Zudem liess sie sich von einem Masseur instruieren, wie sie unsere Rückenmuskeln lockern konnte», sagt Rolf Heer. Im Sommer musste er nach Bad Ragaz ins Rehabilitationslager. «Ich wollte nie dorthin. Freiwillig ging ich auch nie in andere Ferienlager. Vielleicht, weil ich als Kleinkind so lange von zu Hause weg war.»

Die frühe Entwurzelung prägte auch andere ehemalige Spitalkinder. Lisa Kundert sagt: «Abschiede sind für mich immer noch ganz schwierig. Mir fehlt das Vertrauen, dass ich eine lieb gewonnene Person zu einem späteren Zeitpunkt wiedersehe. Das ist ein ganz lästiges Gefühl, das vermutlich von früher kommt.» Ähnlich geht es Jeanette Schühle. Bereits als Kind überfiel sie Panik, wenn ihre Mutter sie nur für eine kurze Zeit allein in der Wohnung liess, um beispielsweise in die Waschküche zu gehen. «Mich überkam immer das Gefühl, dass sie plötzlich weg sein könnte. Als ich 19 Jahre alt war, starb sie

bei einem Autounfall. Das hat meine damals bereits grossen Verlustängste bestätigt.» Das psychische Befinden der körperlich versehrten Kinder war damals nicht Teil der Therapien. Wie viel Verständnis, Aufmerksamkeit und Zuneigung sie bekamen, hing von den jeweiligen Pflegerinnen vor Ort ab.

Für Alex Oberholzer war Schwester Marianne eine zentrale Person. Jeden Abend zeichnete sie mit dem Daumen ein Kreuz auf die Stirn der Kinder. «Ich war süchtig danach. Im Spital gab es so gut wie nie Körperkontakt», erinnert er sich. Jeden Tag habe er sich auf diese Berührung gefreut. Doch dann heiratete Schwester Marianne und zog weg. «Ich weinte stundenlang. Schwester Marianne sah ich nie wieder», schreibt Alex Oberholzer. Wurde Lisa Kundert stets von Schwester Hedi umsorgt, hatte er wechselnde Pflegerinnen. «Die Abschiede prägten mich. Immer, wenn ich jemanden extrem gern hatte, ging die Person», sagt er. Vielen Kindern sei das ähnlich ergangen. Aber: «Die Schwestern haben ihre ganze Persönlichkeit reingebracht und mich zu dem gemacht, der ich heute bin. Dafür bin ich ihnen sehr dankbar.»

Kinder aus der ganzen Welt wuchsen im Kispi gemeinsam auf

Das Kispi hatte eine spitalinterne Schule. Eine der damaligen Lehrerinnen war Silvia Donath. Sie sagt: «Ich staune heute noch, wie stark und resilient diese Kinder waren.» Sie erinnert sich an die Wertschätzung, die sie von ihnen erfuhr: «Anders als in der Dorfschule, in der ich zuvor arbeitete, freuten sich die Schülerinnen und Schüler des Kispi immer auf den Unterricht. Ich blickte in erwartungsvolle Gesichter – das fand ich unglaublich», sagt sie. Der Unterricht war individuell. Klassen wie in der

Regelschule gab es wenige, zu gross waren die Unterschiede hinsichtlich Alter, Wissensstand und Sprache. Denn im Kispi lebten Kinder aus der ganzen Welt. Sie stammten unter anderem aus dem Sudan, Italien, Hongkong oder Israel. «Jede Lehrerin unterrichtete in der Sprache, die sie beherrschte», sagt Silvia Donath. Neben Deutsch und Englisch vermittelte sie den Schulstoff auch auf Italienisch – vom Erstklässler bis zum Gymnasiasten.

Bis heute steht Silvia Donath im Kontakt zu ehemaligen Schülerinnen und Schülern des Kispi. Etwa mit einer früheren Patientin aus Kuwait, die jahrelang im Kispi aufwuchs. Arabisch sprach keine der Lehrerinnen, weshalb der Unterricht auf Englisch stattfand. Damit sollte dem Mädchen eine kommunikative Brücke ermöglicht werden – der Vater beherrschte die Sprache ebenfalls. An den Feiertagen nahm Silvia Donath das Mädchen manchmal zu sich nach Hause. «Waren die Schwestern für die Kinder oft ein Mutter-Ersatz, so waren wir Lehrerinnen ihre Tanten. Mich hat stets beeindruckt, wie viele Frauen sich im Kispi mit all ihrem Herzblut für die Kinder eingesetzt haben», sagt sie.

Eine der damaligen Pflegerinnen war Marianne Fabritius. Sie stammt aus Finnland, wo sie heute wieder lebt. Als sie in Affoltern zu arbeiten begann, war sie 21 Jahre alt und somit nur etwas älter als einige der Jugendlichen dort. «Eine Schwester war meistens für zwei Zimmer zuständig, also etwa für fünf bis sechs Kinder», sagt sie. Sie half ihnen, sich anzukleiden, die Zähne zu putzen oder verabreichte die Medikamente. Die Kinder hat sie als sehr fröhlich empfunden. Viele hätten oft Spässe gemacht. «Mit den grösseren war es fast schon ein freundschaftlicher Um-

gang. Wir führten lange Gespräche. Sie berührten mich und gaben mir viel», sagt sie.

Zur Selbstständigkeit gedrillt

Trotz den engen Beziehungen: Viele der ehemaligen Spitalkinder beschreiben die Atmosphäre im Kispi auch als streng und insbesondere die Chefärztin als autoritär oder gar furchteinflössend. «Wir wurden zur Selbstständigkeit gedrillt. Das ist ein Stück weit gut, aber es wäre auch wichtig gewesen, zu lernen, an welchem Punkt man Hilfe annehmen sollte», sagt Jeanette Schühle rückblickend. Hans Witschi beschreibt das Kispi als ein Leben in Extremen: «Strengten wir uns an, gab es viel Anerkennung. Für meine ersten Zeichnungen wurde ich in den Himmel gelobt. Aber wehe, ich stützte die Ellenbogen mal auf dem Tisch auf, da gab es sofort ein Donnerwetter.»

Viele Eltern hätten sich damals für ihr behindertes Kind geschämt, sagt Hans Witschi. Als er klein war, sagte sein Vater zu ihm: «Sogar die Hunde drehen sich nach dir um.» Jahre darauf reichte ihm ein Assistenzarzt ein Buch über psychedelische Kunst und schenkte ihm die ersten Ölfarben – «zur Reanimierung meiner abgespaltenen Gefühlswelt», wie Hans Witschi sagt. Später hielt ihm eine Lehrerin sein erstes Atelier in Zürich zu. «Von bestimmten Menschen gab es viel Unterstützung. Ich hätte wahrscheinlich einen ganz anderen Weg eingeschlagen, wenn ich zu Hause aufgewachsen wäre. Dass ich Künstler wurde, hat das Kispi sicher beschleunigt», sagt Hans Witschi.

Alex Oberholzer: «Im Paradies der weissen Häubchen.» Hier und Jetzt Verlag, 2023, 224 Seiten, 34 Fr.